

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 78 (2017)

Artikel: Kindheitserinnerungen von Peter Allenbach. 3. Teil
Autor: Allenbach, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kindheitserinnerungen von Peter Allenbach, 3. Teil

Peter Allenbach wurde 1935 im Stigelschwandschulhaus geboren. 1947 zog seine Familie nach Faulensee. Nach absolvierter Mechanikerlehre fand er 1960 zur Heilsarmee, wo er als Offizier auf verschiedenen Posten tätig war. Er lebt seit 1992 in Zürich. Seine Erinnerungen zeichnete er in erster Linie für seine Kinder auf, überliess sie aber auch dem Heimatbrief.

Ch.B.

Ein Sommer auf der Sillerenalp

Im April 1946 musste unser Vater nach Frutigen ins Spital, um sich wegen einer chronischen Blinddarmentzündung operieren zu lassen. Anschliessend machte er sich Gedanken, ob er im Sommer imstande sein würde, die schwere Arbeit der Heuernte zu verrichten, zu mähen und vor allem das Heu einzutragen. Deshalb entschied er sich, eine kleine Sennerei im Hintersilleren, im «Sandige Bode», zu übernehmen. So verbrachten mein Bruder Hans – er war unterdessen sieben Jahre alt – und ich den Sommer mit dem Vater auf der Alp. Wir hatten zehn Kühe zum Melken und etwa fünfzehn Stück Jungvieh, einen Stier, unsere zwei Ziegen und einige Schweine zu betreuen. Die Mutter blieb mit den vier Schwestern zu Hause und half beim Heuen. Meine Aufgabe auf der Alp war, eine Kuh und die Ziegen zu melken, das Frühstück zuzubereiten, abzuwaschen und zwei Mal pro Woche aus der Ziegenmilch Käse herzustellen. Weiter musste ich jeden Tag, ausser am Sonntag, sechs Liter Milch ins Gilbach hinunterbringen, für Familie Christian Fuhrer sowie für dessen Bruder Robert, denn ihnen gehörte die Alp, die wir bewirtschafteten. Natürlich erhielt auch meine Mutter Milch. Ich benötigte zwei bis drei Stunden für den Hin- und Rückweg. Bei schönem Wetter musste ich beim Heuen helfen und konnte erst gegen Abend wieder auf die Alp zurück. Wenn Robert Fuhrer auf seinen Matten im Ussere Schwand arbeitete, musste ich die Milch dorthin bringen. Das waren noch zusätzlich zwei Stunden Fussmarsch.

Einmal musste ich Robert beim Heuen helfen. Er hatte ziemlich weit oben über dem Ussere Schwand Heu zum Zusammenrechen bereit. Dort gab es weder Scheune noch Heuschober, das Heu musste zu einer Triste aufgeschichtet werden. Diese Arbeit erfordert einige Kenntnisse und Geschick. Ich musste Robert das Heu mit der Gabel hinaufreichen.

Dazu war ich noch reichlich klein, und so wurden wir spät fertig. Ich bekam noch ein Abendessen und machte mich dann auf den Weg zu meiner Mutter ins Gilbach. Unterdessen dunkelte es schon ein, aber ich musste noch auf die Alp. Der Vater wusste nicht, warum ich so lange ausblieb. Ein Telefon besass noch niemand in dieser Gegend. Obwohl ich schon an einiges gewohnt war, war es mir im Finsternen nicht ganz geheuer, ging doch der Weg ein gutes Stück durch den Wald. Die Mutter erlaubte meiner Schwester Margrit, mich zu begleiten und so erreichten wir gegen 22 Uhr die Alp.

Die Alphütte war noch nicht alt, aber sehr einfach eingerichtet. Es hatte eine Küche mit einer Feuerstelle für das Käskesti und den Kästisch mit der Pressvorrichtung. Der zweite Raum war zum Essen und Schlafen. Da hatte es einen Tisch mit einer Eckbank und zwei Stühlen. Hinter der Türe war ein an die Wand montiertes Hochbett mit richtiger Matratze. In einer Ecke ein zweites Bett; an Stelle einer Matratze lag da Streuigras oder Lische. Darüber ein Leintuch. Der Vater schlief im Hochbett und wir Buben zusammen im Lischenbett. Von der Küche führte eine Türe in den Stall zu den Milchkühen.

Zu den Kleidern. Pyjamas oder Unterwäsche kannten wir nicht. Das Hemd war etwas länger als wie man es heute trägt. Im Hemd gingen wir auch schlafen. Ab und zu brachte ich die Schmutzwäsche der Mutter nach Hause, wo sie gewaschen wurde. Viel war das aber nicht, etwa Socken, Hemden und Nastücher.

In diesem Sommer wurden meine Schulkameraden zu einem viertägigen Aufenthalt ins Baselbiet eingeladen. Unsere Patenschule wollte, dass die Kinder der Schule Stigelschwand einmal nach Herzenslust Kirschen essen konnten. Dieses Baselbieterdorf versorgte unsere Schule jeweils im Herbst mit Äpfeln für den Winter. Im Programm war auch ein Besuch des Basler Zoos vorgesehen. Jedes Kind musste für diese Reise Fr. 5.– beisteuern. Das machte für unsere Familie Fr. 10.– Das war sehr viel Geld. Zudem fand sich scheinbar niemand, der mich als Milchträger ersetzen konnte. Meine Mutter redete mir gut zu, auf die Reise zu verzichten. So blieb ich denn zu Hause, aber der Verzicht reute mich noch lange.

Ernährung

Auf der Alp tranken wir vorwiegend Milch, nur wenig Kaffee. Die

Lebensmittel musste ich auf die Alp bringen. Käse erhielten wir von den Bauern, für die wir die Alp bewirtschafteten. Dann gab es Brot, Teigwaren, Mais und Haferbrei, wenig Kartoffeln, denn die waren alt und neue gabs erst im Herbst wieder. Fleisch war, soweit ich mich erinnern kann, keines auf dem Speisezettel. Sicher konnten wir nie Fleisch kaufen, dazu reichte das Geld nicht. Butter konnten wir auf der Alp selber herstellen.

In der übrigen Jahreszeit war das Essen auch sehr einfach. Es war die Zeit der Rationierung. Meistens ging die Mutter einmal pro Monat mit mir ins Dorf und kaufte, was es mit den Lebensmittelkarten zu kaufen gab. Gekauft wurden: Fett, Oel, Mehl, Mais, Zucker, Teigwaren, Kaffee. Alles, was für uns Luxus war, liess man bleiben, angefangen bei den Hülsenfrüchten, Schokolade und Backwaren. Diese Rationierungsmarken verschenkte meine Mutter an Feriengäste. Dafür bekamen wir Kinder manchmal gebrauchte Kleider. Bei Milch, Butter und Eiern waren wir Selbstversorger.

Einmal im Jahr schlachteten wir ein Schwein. Das musste fürs ganze Jahr reichen. Der Gemüseanbau war auf unserer Höhe sehr eingeschränkt: Salat und Spinat, alle Kohllarten. Kabis war wichtig, da er sich zum Konservieren (Sauerkraut) eignete. Zum Kartoffelanbau war man verpflichtet. Im Herbst konnten wir zusätzlich von einer Verbilligungs-Aktion (Winterhilfe) profitieren (Äpfel und Kartoffeln).

Zum Frühstück gab es Haferbrei, zum Zmittag Gschwellti und zum Znacht Rösti. Wenn es Fleisch gab, dann meistens in Form von Gehacktem, weil man das am besten strecken konnte. Knochen wurden in der Suppe ausgekocht. Suppe war denn auch ein wichtiger Teil unserer Ernährung. Während des Krieges musste das Brot einen Tag gelagert sein, bevor es der Bäcker verkaufen durfte.

Während dieser Jahre waren immer wieder Militär oder Internierte im Dorf einquartiert. In den grossen Hotelküchen wurden die Mahlzeiten zubereitet. Dort konnten wir über längere Zeiten regelmässig Essensreste abholen. Abends konnte man für das Schöpfen anstehen. Suppe bekamen wir fast regelmässig, dazu auch etwas vom Hauptmenu: Teigwaren, Reis, Kartoffeln. Fleisch gab es nicht, bestenfalls Sauce. Wie ich später erfahren habe, wurde das Militär aufgefordert, allfällige Resten an Bedürftige abzugeben.

Wie wir zu einer eigenen Kuh kamen

Während des Krieges suchten einige wohlhabende Basler-Familien Sicherheit in Adelboden. Sie mieteten eine Wohnung oder bauten sich ein Haus. So kam unsere Mutter in Kontakt mit einer Basler Dame und ihrer kleinen Tochter. Die Frau rühmte uns Kinder, dass wir so rote Backen hätten. Unsere Mutter meinte, das komme von der Ziegenmilch. Von da an bezog die Baslerin bei uns regelmässig Ziegenmilch. Sie sah, dass wir mausarm waren und sich unsere Eltern redlich bemühten, die Familie schlecht und recht durchzubringen. Sicher erzählte unsere Mutter der Dame, dass wir gerne eine eigene Kuh hätten, um die Selbstversorgung zu verbessern. Die Baslerin erzählte dies ihrem Mann, und die beiden beschlossen, uns das Geld für eine Kuh zu schenken. Ich erinnere mich noch heute genau an das gelbe Couvert mit den zwei roten Siegeln, das uns der Briefträger brachte und für das mein Vater mit Tintenstift unterschreiben musste. Im Couvert lagen 14 Hunderternoten ...

Unser Vater konnte damit eine Kuh kaufen. Sie war uns während Jahren so kostbar wie den Israeliten das Manna vom Himmel. Es war eine schöne Kuh – Simmentaler-Fleckvieh. Als stattliche Kuh gab sie viel Milch. Wir konnten sogar Milch verkaufen und manchmal auch Butter herstellen. Einmal musste die Kuh operiert werden, da sie mit dem Gras einen Nagel gefressen hatte, der ihr im Magen stecken geblieben war. Die Kuh wurde im Stall operiert. Vater, Mutter und ich mussten dem Tierarzt assistieren. Die Kuh hat die Operation gut überstanden, und nach einiger Zeit gab sie wieder Milch wie vorher.

Meine Schulzeit

Im Schulhaus Stigelschwand wurden damals alle neun Klassen zusammen in einem Raum unterrichtet. Wir waren ungefähr 30 Schüler. Der Lehrer unterrichtete gruppenweise mündlich, während die übrigen Schüler schriftliche Arbeiten verrichten sollten. Der Anfang der ersten Klasse bereitete mir keine besondere Mühe, denn ich wusste ja vieles auswendig, was meine Schwester, die ein Jahr älter war, gelernt hatte. Ich musste nicht Lesen lernen, ich wusste alles auswendig. Unser Vater hatte mit der Schwester Margrit viel geübt, bis der Lehrer ihm sagte, er solle der Schule nicht vorgreifen. Sie könne in der Schule lernen, sie stelle sich gut an. Ich dagegen hatte Mühe, mich an die Schule zu gewöhnen und vor allem selbständig zu arbeiten. Wenn der Lehrer

andere Schüler unterrichtete, so hörte ich dort zu und vergass meine Aufgabe. Ich wurde dafür oft bestraft, weil ich meine Arbeiten nicht gemacht hatte. Mein Widerwille gegen den Lehrer wurde immer grösser und die Strafen häuften sich. Es gab Haarzupfen, Ohrenreissen oder, wenn es schlimm war, mit der Rute auf den Hintern ... Ich weiss nicht, wie viele Male ich aus der Schule weggelaufen bin. Meine fromme Mutter redete mir dann gut zu und schickte mich zurück. Dann kassierte ich erneut Strafe fürs Weglaufen. Während der Schulzeit in Adelboden hatte ich immer eingerissene Ohrläppchen ... Die Schule wurde mir zum Albtraum.

Natürlich gab es auch gute Tage. Manchmal hatten wir einen Stellvertreter, weil unser Lehrer in den Militärdienst musste. Einmal sogar eine ganz junge Lehrerin. Wir alle, von den Jüngsten bis zu den Ältesten, verehrten sie. Leider konnte sie nur einige Wochen bleiben.

Im Sommer hatten wir drei Monate Schulferien, etwa vom 15. Juni bis zum 10. September. Da hatte ich Zeit, alles zu vergessen.

Wir Schüler vom Gilbach, es waren fast die Hälfte der ganzen Schule, hatten einen gemeinsamen Schulweg. Vom Schulhaus ging es steil hinunter zum Bach, dann über die Brücke und auf der gegenüberliegenden Seite etwas weniger steil hinauf. Im Winter bei Neuschnee war das eine überaus anstrengende Sache.

Ich verlasse Adelboden

Im Herbst 1945 besuchte uns Hannes Fuhrer. Er war der Bruder von Christian und Robert Fuhrer und war auch Teilhaber der Alp, die wir eben bewirtschaftet hatten. Hannes hatte ein Rind zur Sömmerung auf der Alp, und dieses holte er nun ab. Er wohnte nicht mehr in Adelboden, er hatte einen Landwirtschaftsbetrieb in der Gemeinde Zwieselberg in der Nähe von Thun gekauft.

Hannes sagte uns, sein Nachbar im Zwieselberg suche einen Buben, der ihm die Milch in die Käserei bringen würde, da sein Sohn in die Rekrutenschule müsse. Ich sah darin eine Chance, der Schule im Stigelschwand zu entfliehen. Ich erklärte mich sogleich bereit, mit ihm zu gehen. Meine Eltern zögerten, liessen mich aber dennoch gehen. Meine wenigen Kleider wurden in einen kleinen geflochtenen Reisekorb gepackt und zur Post gebracht.

Am folgenden Tag war Viehmarkt in Adelboden. Mein Vater kam mit mir. Dort traf ich Hannes Fuhrer. Dann marschierten Hannes und ich mit dem Rind nach Frutigen. Die 15 Kilometer von Adelboden nach Frutigen schienen mir ein nicht enden wollender Weg. Das Rind trotete trotz allem Antreiben nur langsam vorwärts. Im Bahnhof Frutigen wurde das Rind in einen Bahnwagen verladen. Im Bahnhof gab es Kaffee und ein Gebäck. Dann bestiegen wir den Zug nach Spiez und weiter nach Wimmis, wo wir das Rind wieder in Empfang nahmen.

Es war schon dunkel, als wir uns auf den Weg nach Zwieselberg machen konnten. Bis dorthin galt es weitere sechs Kilometer zurückzulegen. Der Hof von Hannes lag am äussersten Ende der langgezogenen Gemeinde. Die Nacht konnte ich bei Fuhrers verbringen. Am nächsten Morgen brachte mich Hannes zur Familie Knutti, bei denen ich Käsereibub sein sollte. Ich hatte nichts bei mir als einen kleinen Rucksack mit ganz wenigen Dingen und einen kleinen schmutzigen Regenschirm. Es hatte geregnet, als ich von Zuhause weg ging. Im Laufe des langen Fussmarsches brauchte ich den Schirm, um das Rind anzutreiben, daher war er unansehnlich braun geworden.

Ein Jahr in Zwieselberg

Knuttis wurden nun meine Pflegeeltern. Sie machten einen guten Eindruck auf mich. Es waren liebe Leute. Vater Knutti war Mitglied des Kirchenrates von Amsoldingen. Er war gut bürgerlich, aber nicht fromm. Mutter Knutti war das Gewissen der ganzen Familie. Der Sohn Hans war ein strebsamer sympathischer Jungbauer. Knuttis wohnten im Stöckli. Ich bekam das Zimmer neben Hans und war innert kurzer Zeit in der neuen Familie integriert. Wie und wann man meine Eltern benachrichtigte, dass ich gut angekommen sei und dass es mir gut gehe, weiss ich nicht. Ich konnte kaum allein schreiben, und ein Telefon hatten meine Eltern nicht. In Adelboden hätte ich nun zur Schule gehen müssen. Am neuen Ort standen gerade die Herbstferien an. So kam ich zu zusätzlichen fünf Wochen Ferien.

Bald half ich im ganzen Betrieb, wie ich mir das von daheim gewohnt war. Um sechs Uhr dreissig gab es Frühstück, dann musste ich mit der Milch in die Käserei und anschliessend half ich bei allen anfallenden Arbeiten. Es gab viel Neues für mich: Traktor, Mähmaschine, Kartoffelernte mit einem Kartoffelheber.

Ich habe nur einmal nachts ins Kissen geheult, weil ich Heimweh hatte. Frau Knutti fragte mich, ob ich wieder heim möchte. Aber das mochte ich auf keinen Fall. An einem Oktobersonntag kam mein Vater mit dem Fahrrad auf Besuch, um zu sehen, wo ich lebe und wer meine Pflegefamilie war.

Dann kam der Tag, an dem ich doch zur Schule musste. Davor hatte ich echt Angst. Die kleine Gemeinde hatte auch nur eine Gesamtschule mit allen neun Klassen im gleichen Raum. Ich hatte grosse Schwierigkeiten, den Anschluss einigermaßen zu finden. Frau Knutti gab sich grosse Mühe, mit mir Aufgaben zu machen. Der Lehrer war ein guter Pädagoge. Von ihm erhielt ich nie eine Strafe. Bei den übrigen Schülern war ich nach anfänglichem Gerangel bald integriert. Man nannte mich einfach Peter Knutti.

An Weihnachten durfte ich ein paar Tage nach Hause. Ich reiste allein mit der Bahn und dem Postauto. Ich hatte grossen Respekt vor der Reise und war mächtig stolz, als ich zu Hause ankam. Daheim erfuhr ich, dass meine Eltern planten, Adelboden zu verlassen. Die Familie war gewachsen, die Wohnung im alten Haus zu klein und die Verdienstmöglichkeiten für den Vater sehr eingeschränkt.

In Faulensee am Thunersee war ein Zweifamilienhaus mit Umschwung zum Verkauf ausgeschrieben. Die Finanzierung erwies sich für meine Eltern äusserst schwierig, konnte aber mit einigen Tücken zu ungünstigen Bedingungen für meine Eltern realisiert werden.

Ich kehrte nach den Weihnachtstagen zu Knuttis zurück. Ich wäre sicher bis zum Schulaustritt dort geblieben, wenn nicht der Umzug der Eltern im Frühling 1947 erfolgt wäre.

Ich habe diese Zeit in Zwieselberg in jeder Beziehung in guter Erinnerung.

Peter Allenbach